
SOPHIE LOIDOLT

Technische Universität Darmstadt
sophie.loidolt@tu-darmstadt.de

BESCHREIBUNGEN VON ÖFFENTLICHKEIT

abstract

What is a consciousness of the public and how does it take place? And what does it mean to be “in” the public sphere, to appear and to act? The attempt at description begins with a certain situation of intending the public: I try to address the public with a position, a product, with myself as a product (in the sense of different modes). I don’t immediately rush out onto the street or the internet, but stay at home first. But even here it is already there, the public. It unfolds as a consciousness that has a lot to do with imagination or visualization and anticipation, but of course cannot be completely fabricated. This consciousness moves within a historical foundation and is based on ontological possibilities that are socially structured: in the mode of power relations, economies of attention, landscapes of relevance. To be visible or not to be visible, that is the question here.

keywords

public, anticipation, imagination, in/visibility

1. Die intendierte und antizipierte Öffentlichkeit

Die Situation: Ich sitze vor meinem Computer und versuche einen Artikel für einen Blog, eine Zeitung zu schreiben, zu einem politischen oder zumindest wissenschaftspolitischen „öffentlichkeitsrelevanten“ Thema. Es kann auch sein, dass meine Universität mich dazu ermuntert, mich mit der Relevanz meiner Forschung an die Öffentlichkeit zu wenden.

Ich intendiere also „die Öffentlichkeit“. Was heißt das? Zunächst einmal scheint es sich ja um eine „armchair“-Öffentlichkeit zu handeln (ich darf mich also beschreibungsmäßig auf sicherem philosophischen Terrain wähen). In der Tat ist die Situation bewusst gewählt und nur eine von vielen, um in das Sachfeld, den Sinnraum der Öffentlichkeit einzusteigen. Ich könnte auch von einer Situation leiblicher Bewegung und Begegnung im öffentlichen Raum sprechen. Oder davon, wie es ist, auf Twitter „geshitstormed“ oder „geshamed“ zu werden. Ich könnte ein Ereignis schildern, das plötzlich öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Ich könnte über das Weiß-Sein (*whiteness*) von öffentlichen Räumen sprechen. Und so weiter. Dies alles sind Einstiegsformen, über deren Ursprünglichkeit und mögliche Rangordnung ich hier nicht entscheiden möchte, da ich zunächst die Zugänge in ihrer Vielfalt offenhalten möchte. Zweifelsohne aber reflektieren sie in sich schon eine gewisse Positionalität, die für die Art von Öffentlichkeit, die erscheint, mitentscheidend ist.

Ich wähle den „armchair“ zu Beginn aus einem bestimmten Grund. Öffentlichkeit, wie zunächst vermutet werden kann, ist nicht nur aktualisierte Öffentlichkeit der realen oder metaphorischen „Blicke“. Vielmehr wird sie zumeist intendiert (oder zumindest mitintendiert); bzw. ein wesentlicher Modus, in der Öffentlichkeit zu erscheinen ist genau, dies zu intendieren. Man kann also „öffentlich eingestellt“ sein. Die erste Frage ist: Was intendiert man hier und wie?

Während ich also versuche, mein Argument, meine Position, mein interessantes Forschungsergebnis, meinen Diskussionsbeitrag für „die Öffentlichkeit“ zu formulieren (und dann damit auch gleich mich selbst als interessante Forscherin zu präsentieren), intendiere ich die Öffentlichkeit und bin öffentlich eingestellt, indem ich die öffentliche Begegnung, das öffentliche Erscheinen *antizipiere* (natürlich gibt es auch das „wir intendieren“ und „antizipieren“, nicht nur das „ich intendiere“).

Die Intention beim Schreiben ist „an alle“ gerichtet. Oder vielleicht nur: an „die gebildete Öffentlichkeit“? Zumindest an alle potenziellen Leser*innen. Einige sind möglicherweise als gewisse Einzelpersonen intendiert, an die ich beim Formulieren meiner Position denke, deren Argumente und Gegenargumente ich kenne. Aber die Öffentlichkeit ist eben „mehr“ als eine beliebige Anzahl von Einzelpersonen, sie ist mehr als meine akademischen Kolleg*innen, obwohl auch dies eine bestimmte Bereichsöffentlichkeit ist, von der aber horizontartig

gewisse Erwartungen vorgezeichnet sind. Diese bleiben bei „der Öffentlichkeit“ wesentlich offener – selbst wenn es auch hier eine Vorgezeichnetheit gibt. Es macht einen Unterschied, ob ich „alle“ ansprechen will oder nur eine bestimmte Gruppe. Es macht auch einen Unterschied, ob ich nur bestimmte „Meinungsmacher“ im Visier habe oder jedem und jeder potenziell etwas ansinnen, sie aufrütteln, bewegen, was auch immer will (die „Public Relations“ sind ein ganzer Geschäftszweig, der sich darauf konzentriert).

Die Art und Weise des Intendierens von Öffentlichkeit ist ein *Mitantizipieren ihrer Struktur*, ihres möglichen *Antwortcharakters* – der sich aber stets selbst überholen kann. Es gehört wesentlich zu ihm dazu, dass er äußerst schwer, fast unmöglich unter Kontrolle zu bringen ist und deshalb Planung, Intention, Antizipation, Strategie erfordert – und dennoch offenbleibt. Im weitesten Sinne ist die Öffentlichkeit da als ein offener Horizont von anderen, gleichzeitig lebenden Mitmenschen, im Modus einer unbestimmten und doch irgendwie gruppierten, unterschiedliche Positionen vertretenden Masse, die ich ansprechen will, die ich gewinnen, überzeugen will und deren Reaktion gegenüber ich nicht affektiv neutral bleiben kann.

Wie sind die Anderen, aus denen sich die Öffentlichkeit in ihrer ganzen technologisch-institutionellen Vermitteltheit doch zweifellos konstituiert, für mich in der Antizipation da? Sind sie für mich als bloße Idee da („die Öffentlichkeit“)? Als Leiber, als Gesichter, als Stimmen? Als dunkle unbeleuchtete Masse des Publikums, vor dem ich imaginativ erscheine? Gewiss handelt es sich um keine voll imaginierten Personen (wie etwa eine Person, die ich liebe und vermisse). Eher mag es sich um eine in nur wenig erfüllten Umrissen vorgezeichnete Präsenz von Typen, Positionen, Perspektiven, evtl. in Form von Gruppen, imaginierten Repräsentant*innen handeln. Ich kann mich nicht „einfühlen“ in „die Öffentlichkeit“, wie in einen Menschen. Ich kann die Reaktion von bestimmten Gruppen antizipieren; aber ich kann nie ganz abschätzen, wer auf mich reagiert, wie und warum. Je besser mir dies gelingt, meine „Einbildungskraft“ – in Anlehnung an Arendts Kant-Lektüre – „Besuche machen zu lassen“ (Arendt, 1998, p. 61) (dies ist die Kunst des imaginativen Einnehmens des Standpunktes anderer) und Reaktionen empathisch zu antizipieren, umso mehr vermag ich, mich auf die Öffentlichkeit „einzustellen“, d.h. diese Art von „Einstellung“ anzunehmen. Dies formt in der Imagination schon meine Position. Doch wesentlich bleibt dies durch Offenheit gekennzeichnet, in der sich die schon wesensmäßige Offenheit intersubjektiver Begegnungen potenziert, auch amalgamiert (z.B. in der Gruppenreaktion) und monolithisiert (z.B. in der absoluten Verurteilung, Annahme oder Ablehnung).

Wie diese Antizipation sich imaginativ und affektiv gestalten mag, hängt einerseits davon ab, was ich präsentieren möchte. Hier unterscheidet sich ein Sachargument natürlich vom persönlichen „hipness“-Faktor, auf den man die anderen eventuell aufmerksam machen möchte. Man wird, konzentriert man sich auf das Sachargument, eher argumentative Widerstände antizipieren und weniger evaluierende Blicke. Die *Angst* vor der Öffentlichkeit, die ganz wesentlich schon zu ihrem Antizipationscharakter gehört, zeigt aber, dass sich auch dies nicht kontrollieren lässt, entgleiten kann, stets vermischt bleibt. Deshalb gibt es seit jeher Kalibrierungen des Erscheinens in der Öffentlichkeit (nur in Schrift, in vollem Bild und Ton, verhüllt, anonym, etc.). Unweigerlich stellt sich das Gefühl ein, ein Risiko einzugehen, sich zu enthüllen und verlacht oder verkannt, verzerrt zu werden; als etwas anderes zu erscheinen „als wer man ist“ oder sein oder präsentieren möchte.

Selbst im sachlichen Debattenzusammenhang ist die Person nie ganz von ihrer argumentativen Position im öffentlichen Erscheinen zu trennen und daher kann sie auch immer getroffen werden, direkt oder in der Verkennung. Das Hintergrundsetting vor dem antizipierten argumentativen „Streit“ bleibt also imaginativ ebenso ein steter „Hof“ der Öffentlichkeit: ein dunkler Raum um mich, der mich ansieht, wahrnimmt, beurteilt, aus dem heraus sich eine bedrohliche Stimme erheben könnte; eine, die mich lächerlich macht; eine, die

mich persönlich angreift, etc. – auch eine, die mich lobt und liebt (was schnell in narzisstische Phantasien ableiten kann). Doch all dies hat hier noch den Charakter der Antizipation. Und im Falle der Debattenantizipation darf es auch nicht zu affektiv besetzt sein, da ich ansonsten die Konzentration auf mein Argument verliere. Die Stimmung ist also idealerweise ruhig, doch anders, als „nur“ bei der Sache zu sein.

Ein erstes Fazit kann lauten: Öffentlichkeit ist nicht nur ein aktuell stattfindendes und institutionell strukturiertes Setting, sie ist auch eine bestimmte Art des Intendierens, und das sowohl im Handeln und Erscheinen selbst als auch imaginierend, im Vorbereiten auf die Öffentlichkeit, etwa beim Formulieren eines Appells. In diesem Fall sind wir schon „bei“ der Öffentlichkeit, wenn auch noch nicht „in“ ihr.

Deshalb kann behauptet werden: Öffentlichkeit ist nicht einfach ein *factum brutum*, sondern sie wird notwendig als solche erlebt und intendiert. Oft durch ein Sich-Bewusst-Sein/Werden der Blicke der Anderen, aber aktiver auch als ein Intendieren der Anderen im Sinne des Appellcharakters. Sie ist sogar, so möchte ich behaupten, auf bestimmte Arten der individuellen und kollektiven Intention und Imagination angewiesen. Die aufmerksame Präsenz potenziell „aller“ kann kein distinktes Realerlebnis sein, sie ist aber auch kein bloßer Begriff. Sie ist erlebbar einerseits als radikales Exponiert-Sein, andererseits als potenzieller Resonanzraum. Phänomenologisch ließe sich Öffentlichkeit vielleicht als ein offener Horizont beschreiben, der im Gegensatz zum „Horizont der Horizonte“ der „Welt“ spezifischere Merkmale trägt (dazu weiter unten mehr). Die meist technisch-mediale Vermitteltheit von Öffentlichkeit trägt zur Strukturierung dieses Horizonts wesentlich bei, wobei Öffentlichkeit nicht immer auf diese Weise vermittelt werden muss. Es genügt, wie gesagt, sie zu intendieren. Man kann sich aber andererseits nicht an die Öffentlichkeit wenden oder öffentlich eingestellt sein, wenn die Öffentlichkeit als Struktur nicht schon irgendwie „da“ ist. Das heißt nicht nur, dass man klarerweise die Öffentlichkeit oder Öffentlichkeiten nicht allein „im Kopf“ erschaffen kann. Es heißt auch, dass es eine geschichtliche Stiftung und institutionelle Fortschreibung von Öffentlichkeiten geben muss.

Hier tun sich (mindestens) zwei Fragen auf:

1. Gibt es überall schon Öffentlichkeit, wo es viele Menschen gibt, die einander vernehmen, zur Kenntnis nehmen können, wo man gesehen wird und „sichtbar“ ist?
2. Was bedeutet es, von Öffentlichkeit/en im Singular und/oder im Plural zu sprechen?

Die erste Frage berührt die gleichsam „natürliche“ intersubjektive Gegebenheit von Öffentlichkeit; auf der einen Seite scheint dies so, dass es nur einer basalen Sichtbarkeit (Vernehmbarkeit/ Kommunikabilität) und einer Vielzahl an Subjekten in einer Welt bedarf – und schon hat man Öffentlichkeit. So wird der Terminus auch oft in epistemischer Hinsicht im Gegensatz zum privaten Bewusstsein verwendet. Dies scheint mir doppelt schief zu sein. Einerseits kommt es damit zu einer Privatisierung von Bewusstsein. Andererseits scheint es mir eine komplette Enthistorisierung von Öffentlichkeit nach sich zu ziehen. Es mag sich, präziser gesprochen, also wohl um eine ontologische Möglichkeit, Bedingung, ja vielleicht sogar Vorgezeichnetheit handeln, die in Welt, Intersubjektivität und Sichtbarkeit für das Entstehen von Öffentlichkeit beschlossen liegen. Dies ist aber noch nicht alles. Dazu muss eine gewisse Art der Vergemeinschaftung kommen, der gemeinsamen Aufmerksamkeit auf etwas, das uns angeht, interessiert etc. Die Öffentlichkeit muss in gewisser Weise schon gestiftet werden als ein „Wir“. Und zwar als ein Wir einer gemeinsamen Sache. Wir geben darauf Acht, wir bemerken, wir tauschen uns darüber aus, wir streiten möglicherweise. Dies mag in Gruppen „von selbst“ entstehen. Allerdings ist (als Gegenbeispiel zur vollkommen losen welt-teilenden Intersubjektivität) auch eine sehr geschlossene Gemeinschaft denkbar, in der dennoch keine Sichtbarkeitsräume qua Thematisierungsräume entstehen, obwohl alles sichtbar ist. Wenn über nichts oder auch schon über manches nicht gesprochen werden kann,

nicht beurteilt werden kann, schließlich nicht gehandelt werden kann, bleibt Öffentlichkeit auch ein passives Zuschauen einer unveränderbaren Welt. Dies wäre ein Zustand der Deprivation. Damit ist Öffentlichkeit im Umkehrschluss nicht nur im theoretischen Feld (*theorein* = zu/schauen), auch nicht nur im ästhetischen, sondern im praktischen Feld verortet.

Es braucht also Sichtbarkeits-, Thematisierbarkeits-, Kommunikations- und Handlungsmöglichkeiten. Dies alles geht weit über bloße Intersubjektivität hinaus und verlangt nach Institutionalisierung, Ritualisierung, Verortung. Dabei wird die Potenzialität ausgeschöpft und befestigt und auf der potenziellen Bühne der Welt wird eine tatsächliche instituiert. Dass dies nicht ohne den Faktor Macht geschieht, leuchtet ein. Damit verbunden ist eine komplexe Strukturierung von Öffentlichkeit, die Sprecher- und Handlungspositionen zuweist, Normalitäten sowie In- und Ausschlüsse festlegt.

Gleichzeitig liegt in der ontologischen Möglichkeit des Entstehens von Öffentlichkeit auch immer das Potenzial, auch außerhalb der Institution eine „Bühne“ zu erschaffen bzw. in die institutionalisierte Bühne schlichtweg einzubrechen, Aufmerksamkeit zu erregen, anderes als das Vorgesehene zu thematisieren. Es gibt daher institutionalisierte Öffentlichkeiten und sie transzendierende Formen des Aufbrechens von Öffentlichkeiten („wilde“ Öffentlichkeiten). Beides verweist auf die „eine Öffentlichkeit“ als Horizont, der immer durchbrochen werden kann, gleichsam von außen durchbrochen werden muss. So sehr Öffentlichkeit als ein ritualisierter, institutionalisierter, von Ein- und Ausschlüssen geprägter Bereich ist, so sehr gehört wesensmäßig hinzu, dass diese aufgebrochen werden kann, sonst wäre es keine Öffentlichkeit (damit stelle ich nicht in Frage, dass auch damit gewisse Bedingungen verbunden sind, z.B. Zugang zu technischen Medien und Artikulationsmöglichkeiten).

Als Institution muss die Öffentlichkeit eine geschichtliche Stiftung sein – und dies kann mit starken normativen Erwartungen verbunden sein (wie es im europäisch/westlich-demokratischen Kontext der Fall ist). Aufbrechen hingegen kann sie aus einem „Man“ heraus, aus einer „Unterdrückung“ heraus, aus einer „starren Ordnung“, aus der Norm heraus. „Das Man“ (Heidegger, 1967, pp. 126-129) wäre damit die Öffentlichkeit im Schlaf, in einem somnambulen, habitualisierten Zustand. Aus diesem kann sie jederzeit „erwachen“ und es gibt „Techniken des Weckens“. Von einem Aufmerken, Bemerkten, sich-Zuwenden, Fokussieren, Stellungnehmen kann es schnell wieder zurückgleiten in ein anonymes Weiterfließen. Die Bewegung ist zu charakterisieren von einem anonymen Nebeneinander zu einem gemeinsamen Aufmerken, was gegebenenfalls zu einem Stellungnehmen führt – und dies spielt sich in Formen des Miteinander und Gegeneinander ab (meist handelt es sich wohl um eine Mischung aus Bemerkten, Stellungnehmen und Indifferent-Bleiben).

Der Singular von Öffentlichkeit wird gerne mit dem Welthorizont in Analogie gebracht: die Weltöffentlichkeit. Allerdings ist auch hier klar, dass diese Wahrnehmung von Macht- und Relevanzstrukturen durchzogen ist. Denn manche Teile der Welt werden hier gewiss als öffentlichkeitsrelevanter als andere apperzipiert. Wer die Öffentlichkeit „ist“ und wer in ihr erscheinen darf, bleibt also trotz aller Institutionalisierung ein Kampf um Relevanz, Anerkennung und Aufmerksamkeit, der dadurch auch dynamisch bleibt.

Wir haben also:

- Öffentlichkeit als ontologische Möglichkeit
- Öffentlichkeit als Einstellung
- Öffentlichkeit als Stiftung
- Öffentlichkeit und Öffentlichkeiten als dynamischen Sinnraum (Horizontstruktur)

Mein Text erscheint, wird veröffentlicht. Dies ist mit einer gewissen Aufgeregtheit verbunden. Er erhält eine Objektivität in der Welt, einen Grad der Wirklichkeit, den er noch nicht hatte, als er nur auf meinem Bildschirm zu lesen war. Die Aufgeregtheit hat mit dieser Wirklichwerdung

2. Die aktualisierte Öffentlichkeit: Erscheinen oder nicht erscheinen

zu tun. Diese ist auch eine Art Erstarrung, Feststellung: Der Text ist geronnen, andere können sich auf das Geronnene beziehen. Ich kann es nicht mehr ändern. Ich kann nur wieder antworten in einer weiteren Stellungnahme.

Ich beobachte leicht nervös (noch immer vor dem Computer sitzend), wie die Sichtungen und Klicks meines, sagen wir, Blogbeitrags in einer Online-Zeitung, ansteigen oder eben nicht ansteigen. Die Art und Weise, wie mir das Bemerkte der Anderen gegeben ist, ist zunächst eine über quantifizierbare „Klicks“, anonym, doch genau zählbar, evtl. mit einem virtuellen Daumen ausgestattet. Dies verheißt, neben einer gewissen Quantifizierbarkeit von Öffentlichkeit, von Relevanz und Anerkennung, auch eine Art von Egalität, die letztlich doch nicht zutrifft, da es „große Player“ gibt, die aufgrund ihrer Verbreitungsmacht und ihres Status mehr zählen als ein bloßer ein Klick von irgendjemandem. Letztlich ist Quantität aber doch eine bedeutende Währung in Sachen Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit.

Interessant zu fragen ist in diesem Kontext, ab wann sich eigentlich ein Bewusstsein, dass ich jetzt mit meinem Text „in der Öffentlichkeit“ bin, einstellt. Hier kommen wir auf den Unterschied zwischen „veröffentlichen“ (also der Öffentlichkeit irgendwie zur Verfügung stellen, aus dem Dunkel des Privaten, des Verborgenen hinausstellen) und tatsächlich wahrgenommen werden. Muss etwas tatsächlich vernommen worden sein, um in der Öffentlichkeit zu sein? Eigentlich nicht. Mein Text ist da, er ist eben „veröffentlicht“, d.h. er hat einen bestimmten Bereich, eine „Sphäre“ betreten, die anderen im Prinzip zugänglich ist, oder auf den sie Zugriff haben. In diese Sphäre der Öffentlichkeit gestellt zu sein und dabei aber trotzdem nicht und niemandem aufzufallen, ist aber sozusagen wie ein geschleuderter Speer, der sein Ziel nicht erreicht (vgl. Reinach, 1989, p. 159). Man sieht hier sofort, dass es Steigerungsformen, evtl. auch Gelingensformen von Öffentlichkeit gibt, neben ihrer Abgrenzung als „Sphäre“ oder „Bereich“.

Variieren wir die verschiedenen Möglichkeiten der Steigerung und des Gelingens.

- (1) Ideale Variante: Man bezieht sich vielfach auf meinen Text, er wird kontroversiell, aber wertschätzend diskutiert, über das Medium hinaus, in dem er erscheint. Ich gerate dadurch in spannende Debatten mit Personen, die ich davor noch nicht kannte, in Allianzen und Oppositionen. Man entschließt sich, etwas bewirken zu wollen, weiterzumachen in noch andere Richtungen, andere Leute schließen sich an etc. Dies alles ist unglaublich aufregend, es ist mit der Erfahrung von Ermächtigung, Handlungsmacht, Kooperation, Wirklichwerdung verbunden, mit Gewicht und Relevanz – einer gewissen Erhöhung meines sonst nur privaten Lebens, auch wenn das Unternehmen letztlich nicht (vollends) gelingen sollte. Dies alles sind Erfahrungen, die ich ohne Öffentlichkeit nicht machen kann. Vor allem nicht die Erfahrung der Stiftung der objektiven Relevanz. Bedeutsam können allerlei private Dinge für mich auch sein, aber intersubjektive Relevanz („wichtig für alle“) und Wirklichkeit werden nur durch eine Öffentlichkeit konstituiert.
- (2) Andere Variante: Ich werde vollkommen vernichtet. Auch dies ist als öffentliche eine spezifische Erfahrung. Öffentlich verurteilt, beschämt oder, wie man auch sagt „hingerichtet“ zu werden, ist ein Gewaltphänomen, dem ich hier nicht ausreichend gerecht werden kann. Zumal dabei auch Merkmale der digitalen Öffentlichkeit auftreten, die besonders ins Gewicht fallen: das Umschlagen von Quantität in Qualität, bestimmte Formen von Zeitlichkeit, die mit der koordinierten Gleichzeitigkeit der Verurteilung und der Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Vergessens zu tun haben. In jedem Fall möchte ich hier zumindest betonen, dass es eine bestimmte Form der *öffentlichen* Gewalt gibt, die aufgrund ihrer Quantitäts-/Qualitätsstruktur eine bestimmte Form der affektiven Überforderung herstellt und so eine Gefährdung der subjektiven Integrität bedeutet („ich“ vs. „alle“). Dies soll nicht heißen,

dass Erniedrigungen, Ablehnungen und Entblößungen nicht auch in privaten, abgeschlossenen, intimen Situationen extrem verletzend bis vernichtend sein können. In gewisser Weise, doch auch das wäre ebenfalls ein eigenes Thema, können sie dadurch auch ein bestimmtes Verhältnis zur Öffentlichkeit untergraben, weil dieses mit Vertrauen zu tun hat, das im privaten Kontext entstehen und erhalten werden muss.

- (3) Wahrscheinlichste Variante: Es passiert nicht sehr viel. „Die Öffentlichkeit“, sie erweis sich letztlich als magere 34 Klicks, wahrscheinlich 20 davon von meinen Freunden und Verwandten. Das ist eine *sehr* kleine Öffentlichkeit, die eigentlich schon fast privat ist. Dies ist spürbar als ein Sich-Nicht-Öffnen eines potenziellen Raums, einer potenziellen Zukünftigkeit. Aber auch die Erfahrung einer Wüste der Indifferenz zu machen, ist ein spezifischer Modus der Öffentlichkeit. Und wie mir scheint, ein äußerst relevanter. Ein Sinnraum der Indifferenz ist als ein Schrumpfraum persönlicher Möglichkeiten zu beschreiben: Ich kann, aber gleichzeitig kann ich nicht, weil ich es nicht vermag zu erscheinen. Die soziale Eingebettetheit zieht sich gleichsam zurück als ein Untergehen im Irrelevanten. Aufmerksamkeit, so heißt es, muss erkämpft, Relevanz muss anerkannt werden. Sie entsteht nur im Prozess der Aufmerksamkeit selbst, wenn diese nicht bloß flüchtig bleibt, sondern sich zu einem Fokus verstärkt. Flüchtigkeit, Kurzlebigkeit und damit auch die vielverurteilte Oberflächlichkeit und Spektakelhaftigkeit der Öffentlichkeit gehören also wesentlich zu ihrer Konstitution dazu. Dieses Untergehen im Irrelevanten ist spiegelbildhaft zum Relevant- und Wirklichwerden zu betrachten.

Irgendwann ertrage ich es nicht mehr und verlasse meine Wohnung, ohne Smartphone, um mich im öffentlichen Raum von der digitalen Öffentlichkeit zu erholen. Wo ist denn nun eigentlich „die Öffentlichkeit“? Zumal wenn ich das Handy doch mitnehme? Sie ist natürlich in beiden Fällen „da“, aber auf sehr verschiedene Weisen der Gegebenheit, die sich zudem hybrid verschränken können. Unmittelbar könnte man versucht sein, von „leiblicher“, unvermittelter und „diskursiver“, medial vermittelter Öffentlichkeit zu sprechen. Dies hat aber irreführendes Potenzial, weshalb ich es vorziehe, die Beschreibung über die Umweltlichkeit vorzunehmen.

Der öffentliche Raum ist eine Umwelt, die ich mit anderen im leiblichen Sinn voll und ganz teile. Dies geht einher mit einer notwendigen Gleichzeitigkeit und einer Räumlichkeit bzw. einem Interaktionsraum, der mit meiner Leiblichkeit und meinem leiblichen Vermögen korreliert (das betrifft auch Möglichkeiten der Empathie). Eine digitale Öffentlichkeit verbindet medial, sei es in Wort, Schrift, bewegtem Bild, wodurch sich auch gewisse „Umwelten“ konstituieren, die aber nun nicht mit meinem leiblichen Können, sondern einem technisch vorgegebenen Rahmen korrelieren (das ist bei jeder technisch vermittelten Öffentlichkeit der Fall, auch der Zeitung). Die Erreichbarkeit erweitert sich dadurch enorm, bei gleichzeitigem Verlust einer gemeinsamen leiblich geteilten Umwelt, aber andererseits wieder bei gleichzeitigem Gewinn neuer koordinierter Handlungsformen. Ebenso ergibt sich durch vermittelte Öffentlichkeiten auch eine andere Form von Zeitlichkeit. Während im öffentlichen Raum Gleichzeitigkeit und Lokalität den notwendigen Rahmen bereitstellen, bietet die vermittelte Öffentlichkeit einen breiteren Zeitrahmen für Reaktion und Gegenreaktion, gleichzeitig auch eine schnellere Überwindung von Räumlichkeit. Es kommt im Übrigen kaum mehr zu Ereignissen im öffentlichen Raum, die nicht medial vermittelt sind und daher auch in ihrer Gleichzeitigkeit nur auf die unmittelbar Anwesenden beschränkt wären. Verschränkungen sind eher die Regel als die Ausnahme.

Ich gehe also aus dem Haus (doch ohne Handy, was schon fast einer therapeutischen Amputation gleichkommt). Ich genieße die Anonymität des Stadtspazierganges. Ich bin insofern öffentlich eingestellt (in einem niederschweligen, vielleicht nur vagen Sinn), als

ich eine bestimmte Kleidung gewählt habe, zumindest mich überhaupt bekleidet habe. „Aus dem Haus gehen“, auch im metaphorischen Sinn, heißt wissen, dass man gesehen wird. Allerdings auf eine beiläufige, unauffällige Weise. Dies impliziert schon sehr viel, da manche Personen/gruppen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung, sozialen Identität, die sich evtl. auch am Körper offenbart, gar nicht beiläufig gesehen werden können, sondern fast immer „explizit“ gesehen werden. Durch andere wiederum wird aus genau denselben Gründen „hindurchgesehen“. Von beidem gibt es eindruckliche Beschreibungen (so etwa bei Fanon, 2019 und Elison, 1952).

Ich gehe, als Angehörige einer privilegierten Gruppe, nun unbemerkt in einer dementsprechenden Stadt (wo ich Mehrheitsgesellschaft bin) auf der Straße, habe die Möglichkeit zu schauen, zu flanieren (das ist und war nicht immer selbstverständlich!) (vgl. Benjamin, 1983). Niemand spricht mich an, ich falle nicht auf. Ich kann ganz „Auge“ und „Aktion“ sein, ich kann bei mir sein, ich kann meinen Körper in seiner Sichtbarkeit vergessen. Gibt es eine Interaktion, so ist sie freundlich und unkompliziert. Gehe ich in ein Geschäft oder Café, werde ich höflich begrüßt. Verletze ich mir den Knöchel beim Spazierengehen, werde ich bemerkt und man hilft mir, ohne dass ich darum bitten muss. Es ist also eine Sichtbarkeit, die fein justiert ist. Sie verläuft entlang der jeweils kulturell-historisch und gesellschaftlich festgelegten Codes, in denen Achtung für die Person ausgedrückt wird (oder eben nicht), in einem komplexen Spiel von Bemerkten und Übersehen. Ich entscheide dadurch vor allem selbst, wie sichtbar ich werde – was eine Form der Autonomie im öffentlichen Raum ist. Wo ich für meinen Text volle Sichtbarkeit will, will ich für mich im öffentlichen Raum dieses komplexe Spiel von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Damit zeigt sich Öffentlichkeit einmal mehr als ein differenziertes und normativ durchzogenes Erfahrungsfeld, das weiteren phänomenologischen Beschreibungen zugänglich gemacht werden kann und sollte, auch über die teils spärlich gesäten „Klassiker“ hinaus (z.B. Arendt, 1981; Goffman, 1982).

REFERENCES

- Arendt, H. (1981). *Vita activa. Vom tätigen Leben*. München: Piper;
- Arendt, H. (1998). *Über Kants politische Philosophie*, in: Dies., *Das Urteilen. Texte zu Kants Politischer Philosophie*. München: Piper 1998;
- Benjamin, W. (1983). *Das Passagenwerk*. Frankfurt am Main: Suhrkamp;
- Elison, R. (1952). *Invisible Man*. New York: Random House;
- Fanon, F. (2019). *Schwarze Haut, weiße Masken*. Wien: Turia + Kant;
- Goffman, E. (1982). *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp;
- Heidegger, M. (1967). *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer;
- Reinach, A. (1913/1989). Die apriorischen Grundlagen des bürgerlichen Rechts. In *Sämtliche Werke. Textkritische Ausgabe in 2 Bänden* [S. 141-278]. München: Philosophia.